Showtime



ANNA AARON

Düstere Musik, die irritiert

Das neue Album «Neuro» der Basler Musikerin Anna Aaron ist keine leichte Kost. Aber ein dramatisches, nervenaufreibendes Meisterwerk. SEITE 26

Aufgefallen



FRAUI

Vor rund drei Jahren verbreitete eine gewisse Rebecca Black via Youtube einen Song namens «Friday». Als «schlechtester Song aller Zeiten» erlangte dieser in Windeseile weltweite Berühmtheit. Jetzt soll die Kalifornierin Konkurrenz bekommen haben: gemäss «20 Minuten online» vom Zürcher Mundartsänger Fraui, dessen Debütalbum am Freitag in die Läden kommt.

Einverstanden, «Ding Dong SMS» – der Song, dem Fraui die zweifelhafte Ehre zu verdanken hat – steht «Friday» bezüglich der Banalität seines Refrains («Ding Dong SMS, Din Name lüüchtet uf») um nichts nach. Es wäre aber ungerecht, Frauis Können auf diesen Titel zu reduzieren. Denn wie die zwölf weiteren Nummern auf **«Danke»** beweisen, kann sich Fabian «Fraui» Frauenfelder sowohl als Musiker wie auch als Texter mit gutem Gewissen neben Ritschi und Co. einreihen. Sein Album ist sorgfältig produziert und kann mit Gitarrist Zlatko «Slädu» Perica eine verlässliche Referenz aufweisen. Wer gefühlvolle Liebeslieder, eingängige Melodien und launige Refrains mag, wird an diesem Werk bestimmt seine Freude haben. Will man Fraui etwas ankreiden, dann ist es Verwechselbarkeit. Seine Titel weisen so gut wie keine persönliche Note auf, nicht selten wirken Passagen, als hätte man sie irgendwo schon mal gehört. «Irgendwo da dussä» erinnert im Refrain stark an Gölä (inklusive Backgroundsängerin), während der Song «New York» ebenso gut aus der Feder von Bligg stammen könnte. Frappant ist zudem die Ähnlichkeit mit Baschi. In «Ängel» oder «Lass es Liebi si» ist es zuweilen schwer, die beiden Sänger stimmlich auseinanderzuhalten. Immerhin: Ganz zum Schluss tut Fraui, was bisher noch kein Schweizer Interpret in dieser Deutlichkeit getan hat. Er besingt den letzten Song am Gurtenfestival – so einfach, so stimmungsvoll, so ansprechend – und so persönlich. *Miriam Lenz*

«Mis Zällt findi nüm / De Lisa fählt de Fründ / De Dävu blibt für immer ufem Gurten.»

Aus dem Song «Gurten»

Fraui: «Danke», Sony.

LARS VON TRIER «NYMPHOMANIAC»

Ekstase und emotionale Tiefschläge

In seinem Zweiteiler «Nymphomaniac» beschäftigt sich der dänische Bürgerschreck Lars von Trier einmal mehr mit seinen Obsessionen. Und trotzdem ist nicht ganz alles wie früher.

Einen Porno werde er drehen, der das Sexleben einer Frau von der Kindheit bis ins Alter abhandle. Für viel Aufsehen sorgte diese Ankündigung Lars von Triers vor ein paar Jahren nicht – denn sie erfolgte zeitgleich mit einem verunglückten Nazischerz aus seinem Mund, der medial weit höhere Wellen schlug (siehe unten). Generell war die Verbindung von Triers mit Pornografie nicht neu: Schliesslich hatte er sich bereits ab den Neunzigern über seine Produktionsfirma Zentropa an der Herstellung von drei Hardcorestreifen beteiligt. Und in seinem eigenen Film «Antichrist» hatte er dem Publikum bereits eine der exzessivsten Gruselsexszenen der Arthouse-Filmgeschichte zugemutet – da schien wenig Luft nach oben für weitere Provokationen.

Jetzt hat von Trier sein jüngstes Vorhaben umgesetzt, und die Eklats sind trotz einer langen Kampagne vor dem Filmstart ausgeblieben. Niemand hat sich über die Drehbedingungen beschwert, und für den Sex waren zum Teil Doubles aus der Pornobranche im Einsatz. Dem hiesigen Publikum wird auch gar nicht der explizite «Director's Cut» von «Nymphomaniac» gezeigt, sondern eine zweigeteilte, gekürzte Fassung, von der sich von Trier zwar halbherzig distanziert, die er aber im Hinblick auf die spätere Mehrfachverwertung zweifellos mitverantwortet.

Ein Dialog, viele Geständnisse

Eine wirkliche Überraschung wäre es gewesen, wenn von Trier anlässlich dieses Mammutprojekts seine hinlänglich bekannte Einstellung zum Thema Geschlechtsverkehr geändert hätte und gar auf die lustvollen Seiten der Sexualität zu sprechen gekommen wäre. Doch davon ist nichts zu spüren: Sex ist bei von Trier weiterhin gekoppelt an Kontrollverlust, an Schuld, an Leere und diesmal besonders deutlich an Sucht. Aber nicht an Liebe.

Sex ist bei Lars von Trier weiterhin gekoppelt an Kontrollverlust, an Schuld und diesmal besonders deutlich an Sucht. Aber nicht an Liebe.

In den ersten Einstellungen des Films entdecken wir Charlotte Gainsbourg, wie sie zusammengeschlagen und leblos in einer nächtlichen Strasse liegt. Ihre Figur – sie heisst Joe – hat also bereits den Preis bezahlt, den ein ausschweifendes Sexleben im Universum von Triers mit sich bringt. Sie wird gefunden von einem älteren Herrn (Stellan Skarsgård), der sie in seiner Wohnung unterbringt und ihr zuhört. In acht Kapiteln erzählt Joe aus ihrem klitorisbestimmten Leben, von physischer Ekstase und emotionalen Tiefschlägen.

Wirkungsvolle Therapie

Das Schlüsselwort im vorhergehenden Satz ist «erzählt». Joe ist weit mehr als nur eine Märtyrerinnenfigur, wie sie von Trier längst zu seinem Markenzeichen gemacht hat. Sie ist eine geschickte Erzählerin, die vermutlich einen grossen Teil dessen, was sie Seligman erzählt, frei erfindet.

Eigene Ohnmachtsgefühle

Man hat es bereits früher herausgespürt, aber diesmal ist es klar: Von Trier spricht persönlich durch seine gequälten Frauenfiguren hindurch, er erzählt von seinen eigenen Ohnmachtsgefühlen. Was man ihm lange als Misogynie (Frauenhass) angekreidet hat, ist wohl eine Art Therapie gegen Selbsthass. Und diese Therapie scheint zu wirken: Schon lange hat man den dänischen Bürgerschreck nicht mehr so verspielt und so experimentierfreudig erlebt wie hier. Jetzt fehlt nur noch die Lebensfreude. Und vielleicht – aufs Alter – die Freude am Sex. *Georges Wyrsch*

Der Film läuft ab morgen im Kino.
www.kino.bernerzeitung.ch



Zwei Männer, schnell auf der Strasse aufgelesen: Joe (Charlotte Gainsbourg) führt ein getriebenes, klitorisbestimmtes Leben. *zvg*

Lars von Trier – der schillernde Egoist

Enfant terrible, Filmgenie, Phobiegeplagter oder Quälgeist? Regisseur Lars von Trier ist alles. Fragt sich bloss, in welcher Reihenfolge.

«Ich kann Hitler verstehen.» Diese Worte genügten dafür, Lars von Trier 2011 am Filmfestival in Cannes für alle Zeiten auszuschliessen. Für alle Zeiten? In Cannes ist die Sache längst vom Tisch, und der dänische Regisseur tritt inzwischen mit überklebtem Mund vor die Kameras und trägt stolz T-Shirts mit der Aufschrift «Persona non grata». Ja, Provokation und Emotion sind das Kerngeschäft des 57-jährigen Dänen – auch in seinen Filmen, die oft von zurückgebliebenen, ausgestossenen oder aufopferungssüchtigen Frauenfiguren handeln. Sein filmisches Quälprinzip fordert manchmal auch reale Opfer: Sängerin Björk schwor nach dem Musical «Dancer in the Dark» (2000), nie wieder mit von Trier zu arbeiten.

Doch Aufregung und Pein sind nicht alles, was dieser Regisseur zu bieten hat. Als Spezialist für Trilogien sagt er salopp: «Das ist praktisch. Man denke nur an Socken, die im Kaufhaus im Dreierpack angeboten werden.» Und mit dem Keuschheitsgelübde «Dogma 95» und Filmen wie «Idioterne» oder «Festen» (Regie: Thomas Vinterberg) wurde Von Trier zur Leitfigur einer neuen Einfachheit. Sich selbst beschreibt er indes als komplizierten Menschen, der an unzähligen Phobien leide: «Filmemachen ist für mich nicht nur ein Bedürfnis, etwas zu erschaffen, sondern eine Möglichkeit zu überleben.»

«Filmemachen ist für mich nicht nur ein Bedürfnis, etwas zu erschaffen, sondern eine Möglichkeit zu überleben.»

Filmregisseur Lars von Trier

Überleben wiederum bedeutet für von Trier: geballte Extravaganz. Angefangen beim eigenen Namen. Lars von Trier heisst eigentlich Lars Trier. Das adelige «von» fügte er als 19-jähriger Filmstudent hinzu. Warum? Von Trier beruft sich auf den schwedischen Dramatiker August Strindberg, der während seiner sogenannten «Inferno-Krise» in Paris seine Briefe mit «Rex» (König) unterschrieben habe. «Das Ausgeflippte und Selbstverherrlichende daran gefiel mir.»

Hans Jürg Zinsli